

(Nachdruck verboten.)

40]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Dejoie, der manchmal morgens als Thürsteher Dienst tat, erlaubte sich hinten herum zu gehen und jetzt an der kleinen Seitenthür aufzutreten. Er wurde mit wütendem Zorn empfangen.

„Was ist? Für niemand bin ich zu sprechen, für niemand! Hören Sie? . . . Da, nehmen Sie meinen Stock, pflanzen Sie ihn vor meine Thür auf, den sollen sie küssen!“

Dejoie blieb unbeweglich stehen und erlaubte sich einen Einwand:

„Um Verzeihung, Herr! Es ist die Gräfin von Beauvilliers. Sie hat mich dringend gebeten, und da ich weiß, daß der Herr ihr angenehm zu sein wünscht . . .“

„Ei!“ rief Saccard vorzig, „sie soll zum Teufel gehen mit den andren!“

Sogleich begann er sich eines bessern und rief mit verhaltenem Zorn:

„Führen Sie sie herein, wenn ich doch nie meine Ruhe haben soll! Aber durch diese kleine Thür, damit die Herde nicht hinter ihr hereinkommt!“

Der Empfang welchen die Gräfin von Beauvilliers fand, war wegen Saccards noch andauernden Erregung barsch. Nicht einmal der Publia Alicens, welche die Mutter mit ihrer stummen und gedankenvollen Miene begleitete, konnte ihn beruhigen. Er hatte seine zwei Beamten forgeschickt und dachte nur noch daran, wie er dieselben zur Fortsetzung der Arbeit zurückrufen könnte.

„Ich bitte sehr, gnädige Frau, sich kurz zu fassen, denn ich habe schreckliche Eile.“

Die Gräfin hielt betroffen inne, bedächtig wie immer, mit ihrer Traurigkeit einer entthronten Königin.

„Aber, mein Herr, wenn ich störe . . .“

Er mußte ihnen Stühle anbieten. Die Tochter, die mutiger war, setzte sich zuerst mit einer entschlossenen Bewegung, während die Mutter fortfuhr:

„Mein Herr, ich komme, Rat zu holen . . . Ich bin in der peinlichsten Unwissenheit und fühle, daß ich allein nie zu einem Entschluß komme.“

Sie erinnerte ihn daran, daß sie bei Gründung der Bank hundert Aktien genommen hatte, die bei der ersten Kapitals-erhöhung sich verdoppelt, sich bei der zweiten abermals verdoppelt hätten, und nunmehr auf vierhundert Aktien angewachsen seien, auf die sie einschließlich des Agios siebenundachtzigtausend Frank eingezahlt habe. Außer ihren Ersparnissen von zwanzigtausend Frank habe sie demnach, um diese Summe aufzubringen, siebzigttausend Frank auf ihr Gut Les Aublets aufnehmen müssen.

„Nun aber,“ fuhr sie fort, „finde ich heute einen Käufer für Les Aublets . . . Und es ist die Rede von einer neuen Emission, nicht wahr? so daß ich vielleicht unser ganzes Vermögen in Ihrem Hause anlegen könnte.“

Damit war Saccard beschwichtigt. Es schmeichelte ihm, diese armen Frauen, die letzten Sprossen eines großen und uralten Geschlechts, so vertrauensvoll und angstvoll vor ihm sitzen zu sehen. Rasch erteilte er ihnen eine zahlenmäßige Auskunft.

„Eine neue Emission, ganz richtig! Ich bin gerade damit beschäftigt . . . Die Aktie mit dem Emissionsagio beträgt acht-hundertundfünfzig Frank. Wir sagten also, Sie haben vier-hundert Aktien. Es werden Ihnen demnach zweihundert neue zugeteilt werden, wofür Sie noch hundertundsiebzigttausend Frank einzuzahlen haben. Dann sind aber Ihre sämtlichen Titres voll einbezahlt, Sie haben sechshundert Aktien, die Ihnen zu Eigentum gehören, und sind niemand etwas schuldig.“

Sie begriffen noch nicht, er mußte ihnen diese Voll-einzahlung der alten Aktien mittels des Emissionsagios erläutern. Angesichts der großen Zahlen blieben sie etwas blaß und erregt, angstbeholden bei dem Gedanken an den zu wagenden Gewaltstreich.

„Mit dem Gelde,“ murmelte die Mutter, „würde es schon stimmen . . . Man bietet mir für das Gut Les Aublets zweimalhundertvierzigtausend Frank an, während der frühere Wert viermalhunderttausend war, so daß, nachdem das bereits aufgenommene Anlehen zurückgezahlt wäre, uns gerade die zur neuen Einzahlung erforderliche Summe übrig bliebe . . . Ach, lieber Gott, wie schrecklich, diese Verschiebung unsres Vermögens, wobei unsre ganze Existenz aufs Spiel gesetzt wird!“

Ihre Hände zitterten; es entstand eine Pause, während welcher sie über dieses gewaltige Räderwerk nachdachte, welches zuerst ihre Ersparnisse, dann die geliebten siebzigttausend Frank verschlungen hatte, und jetzt ihr das gesamte Gut wegzunehmen drohte. Ihre anerzogene Hochachtung für den Grundbesitz, für Ackerlande, Wiesen und Wälder, ihr Wider-wille gegen den Geldschacher, diese niedere, ihres Stammes unwürdige Judenarbeit, kamen wieder zum Vorschein und ängstigten sie in diesem entscheidenden Augenblick. Stumm hielt die Tochter ihre leuchtenden und reinen Augen auf sie geheftet.

Saccard lächelte ihnen ermutigend zu.

„Allerdings müssen Sie Vertrauen in uns haben . . . Aber die Ziffern liegen da. Prüfen Sie dieselben, und dann scheint mir jedes Zaudern unmöglich. Nehmen wir an, Sie machen die vorgeschlagene Operation; dann besitzen Sie sechshundert Aktien, die voll eingezahlt auf zweimalhundertund-siebenundfünfzigtausend Frank zu stehen kommen. Nun aber sieht heute der mittlere Kurs eintausenddreihundert, was eine Gesamtsumme von siebenmalhundertundachtzigtausend Frank für Sie ergibt. Sie haben also Ihr Geld bereits mehr als verdreifacht . . . Und so geht es noch weiter, Sie werden die Preissteigerung erleben, nach der Emission. Ich verspreche Ihnen vor Jahresabschluss die volle Million.“

„O, Mutter!“ Unwillkürlich entschlüpfte Alice dieser Ausruf in einem Seufzer.

Eine Million! Das Hotel der Rue Saint-Lazare von seiner Hypotheklast befreit, von der Schmutzschicht des Glends gereinigt! Der Haushalt wieder auf anständigen Fuß gebracht und vom Altpfand befreit, aus diesem unhaltbaren Zustand gezogen, in welchem man seinen eignen Wagen und nicht genügend Brot hat! Die Tochter, mit anständiger Mitgift ausgestattet, konnte endlich einen Mann und Kinder haben. Der Sohn, der im römischen Klima zu Grunde ging, bekam dort Erleichterungen und die Möglichkeit, standesgemäß aufzutreten, bis er der großen Sache dienen konnte, die seine Kraft bislang so wenig beschäftigte! Die Mutter, in ihre hohe Stellung wieder eingeführt, konnte ihren Kutsher bezahlen und brauchte nicht mehr zu knausern, um bei ihren Dienstdagdinern einen Gang mehr zu geben, und sich nicht mehr für die übrige Woche zum Fasten zu verurteilen. Diese Million flammte hell auf, sie war das Heil, der Traum.

Die Gräfin, bereits überredet, wandte sich ihrer Tochter zu, um dieselbe zur Genossin ihres Willens zu machen.

„Wohlan, was hältst Du von der Sache?“

Aber Alice sprach nichts mehr, sie schloß langsam die Lider, um ihre leuchtenden Blicke zu verdecken.

„Das ist ja wahr,“ fuhr die Mutter lächelnd fort, „ich vergesse, daß Du mir unumdränkte Macht lassen willst . . . Aber ich weiß auch, wie mutig Du bist und was Du alles hoffst . . .“

Dann wandte sie sich an Saccard:

„O, mein Herr, man spricht von Ihnen mit so großem Respekt . . . Nirgends können wir hingehen, ohne daß man uns Herrliches und Ruhrendes von Ihnen erzählt. Nicht bloß die Fürstin von Orviedo, alle meine Freundinnen sind für Ihre Sache begeistert. Viele beneiden mich darum, daß ich zu Ihren ersten Aktionären gehöre, und wenn man jenen Damen folgte, müßte man sogar die Betten verkaufen, um Ihre Aktien zu nehmen.“

Sie erlaubte sich einen leisen Scherz:

„Ich finde sie alle ein wenig vernarrt, ja, ein wenig vernarrt, in Wahrheit. Ohne Zweifel, weil ich nicht mehr jung genug bin . . . meine Tochter aber gehört zu Ihren Bewunderinnen. Sie glaubt an Ihre Sendung und macht Propaganda in allen Salons, wohin ich sie führe.“

Entzückt blickte Saccard zu Alice hinüber, welche in diesem Augenblicke so lebhaft erregt und so von Glauben durchdrungen

war, daß sie ihm wirklich sehr hübsch vorkam, trotz ihrer gelblichen Gesichtsfarbe und ihres allzu dünnen und schon welken Halses. So kam er sich selbst beim Gedanken groß und gut vor, daß er das Glück dieses traurigen Geschöpfes machte, welches schon die bloße Hoffnung auf einen Gatten mit größerem Reiz schmückte.

„D.“ sagte sie mit sehr leiser Stimme, die wie aus der Ferne herholl, „es ist etwas so Schönes, diese Eroberung dort in der Ferne . . . Ja, eine neue Aera, das Kreuz im neuen Glanze erstrahlend! . . .“

Wieder also jenes Geheimnis, das, was niemand aussprach. Ihre Stimme ward noch leiser und verklang in einem Hauch des Entzückens.

Er aber winkte ihr freundlich Schweigen zu, denn er duldete nicht, daß man in seiner Gegenwart von der großen Sache, von dem erhabenen und verborgenen Zweck sprach. Seine Geberde deutete an, daß man immer danach streben, aber nie den Mund aufstun sollte. Nur im Allerheiligsten wurden die Weisbranschässer von wenigen Eingeweihten geschwungen!

Nach einer Pause voll Rührung erhob sich die Gräfin endlich:

„Nun, mein Herr, ich bin jetzt überzeugt! Ich will an meinen Notar schreiben, daß ich das Angebot auf Les Auklets annehme . . . Gott vergebte mir, wenn ich unrecht thue!“

Saccard hatte sich erhoben und sprach mit gerührtem Ernste:

„Gott selbst hat Ihnen dies eingegeben, gnädige Frau, seien Sie dessen gewiß!“

Als er sie bis zum Gange begleitete, mied er das Wartezimmer, wo das Gedränge immer noch fortbauerte. Dort stieß er auf Dejoie, welcher mit verlegener Miene herumschlich.

„Was giebt's denn? Hoffentlich nicht wieder jemand?“

„Nein, mein Herr! Wenn ich den Herrn um Rat fragen dürfte . . . Es ist für mich selbst . . .“

Und er bewegte sich so hin und her, daß er, als Saccard wieder in sein Arbeitszimmer trat, ehrerbietig auf der Schwelle stand.

„Für Sie? Ja so! es ist wahr, Sie sind auch Aktionär . . . Nun, mein Lieber, nehmen Sie die neuen Papiere, die für Sie reserviert werden, und verkaufen Sie eher Ihr Hemd, um sie nehmen zu können. Das ist der Rat, den ich allen unsren Freunden gebe!“

„O, verehrter Herr, der Wissen ist für mich gar zu viel, so großen Ehrgeiz haben meine Tochter und ich nicht . . . Zu Anfang habe ich acht Aktien genommen mit den viertausend Frank der Eriparnisse meiner armen Frau; ich habe immer nur diese acht gehabt, nicht wahr? weil ich bei den andren Emissionen, wie man zweimal das Kapital verdoppelte, nicht das nötige Geld hatte, um die uns zukommenden Titres anzunehmen. Nein, davon ist keine Rede, so gefräßig darf man nicht sein. Ich wollte nur den Herrn fragen, — nichts für ungut! — ob der Herr der Ansicht ist, daß ich verkaufen soll?“

„Was? Daß Sie verkaufen sollen?“

Jetzt legte Dejoie mit allerlei besorgten und ehrerbietigen Redewendungen seinen Fall vor. Zum Kurs von zwölfhundert ergaben seine acht Aktien neuntausendsechshundert Frank. Er konnte also reichlich seiner Tochter Nathalie die sechstausend Frank mitgeben, die der Buchbinder verlangte; aber angesichts des fortwährenden Steigens der Aktien hatte sich eine Geldgier seiner bemächtigt, ein zuerst ganz unbestimmter, dann mit tyrannischer Gewalt sich ausdrängender Gedanke, sich auch seinen Teil zu machen und eine kleine Rente von sechstausend Frank zu besitzen, mit welcher er in Ruhestand treten konnte. Allein ein Kapital von zwölftausend Frank, nebst den sechstausend seiner Tochter, das ergab die gewaltige Summe von achtzehntausend Frank, und er verzweifelte, jemals zu dieser Ziffer zu gelangen, denn er hatte ausgerechnet, daß er dafür den Kurs von zweitausenddreihundert abwarten mußte.

„Sie begreifen, Herr; wenn es nicht mehr in die Höhe gehen soll, dann will ich lieber verkaufen, weil Nathaliens Glück allem vorgeht, nicht wahr? Wenn es aber mit dem Steigen weitergeht, dann nehme ich mir's später fürchtbar zu Herzen, daß ich verkauft habe . . .“

Saccard platzte jetzt los:

„Hören Sie, mein Vester, Sie sind gar zu dumm. Glauben Sie denn, daß wir bei zwölfhundert stehen bleiben? Verkaufe ich denn? Sie sollen Ihre achtzehntausend Frank haben, dafür siehe ich. Und jetzt machen Sie, daß Sie hinauskommen, und werfen Sie mir alles hinaus, was draußen wartet, indem Sie sagen, ich sei ausgegangen!“

Als er wieder allein war, konnte Saccard die zwei Abteilungschefs wieder herein rufen und seine Arbeit in Ruhe vollenden.

Es wurde beschloffen, daß im Monat August eine außerordentliche Generalversammlung stattfinden sollte, um über die neue Kapitalerhöhung abzustimmen. Hamelin, welcher die Versammlung zu leiten hatte, landete schon in den ersten Julitagen in Marseille. Seit zwei Monaten riet ihm seine Schwester bei jedem Briefe immer dringender und dringender zur Rückkehr. Inmitten des unaufhaltbaren Erfolges, der Tag für Tag sich deutlicher kundgab, hatte sie die Empfindung einer unbestimmten Gefahr, eine ganz unvernünftige Furcht, die sie nicht einmal zu erwähnen wagte. Es war ihr lieber, wenn jetzt ihr Bruder eintraf und persönlich von allem Kenntnis nahm; denn so weit war es mit ihr, daß sie an sich selbst zweifelte und befürchtete, sie könnte gegen Saccard machtlos sein und sich derart blenden lassen, daß sie den heißgeliebten Bruder verriet. Hätte sie ihm aber nicht ihr Verhältnis eingestehen müssen, von dem er sicherlich keine Ahnung hatte, in seiner Unschuld eines gläubigen Mannes der Wissenschaft, der als wachender Träumer durchs Leben schritt?

Dieser Gedanke war ihr äußerst peinlich; sie ließ sich zu feigen Kapitulationen hinreißen, sie feilschte noch mit der Pflicht, die ihr, nachdem sie den Menschen und seine Vergangenheit kannte, nunmehr ganz klar vorschrieb, alles zu sagen, damit man auf der Hut sei. In ihren Stunden der Kraft nahm sie sich fest vor, eine endgültige Auseinandersetzung mit ihm zu suchen und die Handhabung so gewaltiger Geldsummen nicht ohne Kontrolle den frevelhaften Händen zu überlassen, in denen schon so viele Millionen verbracht und zerronnen waren, indem sie zugleich die Menschen zerschmetterten. War das nicht der einzige vernünftige, eheliche und ihrer würdige Entschluß?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Kommunismus der Eskimos.

Aus der Feder Fridtjof Nansens ist in diesen Tagen ein Buch erschienen, das sich mit den Eingeborenen Grönlands, den Eskimos, beschäftigt. Das Buch, betitelt „Eskimoleben“, das in guter von M. Langfeldt besorgter Vertreibung im Verlage von G. D. Meyer in Berlin herausgegeben ist, liest sich wie eine Verteidigungsschrift, und wenn man es gelesen, so muß man schon das Urteil fällen, daß Nansen ein guter Kenner ist. Er hat unter den Eskimos gelebt, er hat sie mit dem Auge des Forschers betrachtet, der da weiß, daß jede Lebensäußerung den Wert eines Kulturmerkmals besitzt. So hat er sich in liebevollem Vertiefen in die Seele der Eskimos hineingelebt. Er liebt Grönland, auf dessen Wimmense er einst in kühner Schneeschuhfahrt von Küste zu Küste seinen ersten Ruhm eroberte, er hat die tiefen Wirkungen dieses Grenzlandes menschlicher Wohnmöglichkeit auf das Gemüt empfunden und ist so den eingeborenen Menschen selbst immerlich näher gekommen. Sein Buch zeugt davon, wie sehr er die Eskimos liebt. Wer noch festhielt an den thörichtesten, kurzschichtigen, oberflächlichen Urteilen, die über dieses Volk voreinst in Umlauf kamen, der sollte sich nun endlich eines Besseren belehren; an Nansens Hand kam er sich zugleich, was das Wertvollste ist, von der Ueberbägung der Geltungskraft eignen Kulturlebens kurieren.

Die dänischen Missionare, die im achtzehnten Jahrhundert auszogen, das Christentum unter die Grönländer zu tragen, kamen mit nichts als ihrer christlichen Einnahme und ihrem Glaubensdübel ausgerüstet. Sie haben das Volk der Eskimos wenig verstanden und ganz unglaublich schiefe Urteile gefaßt. Einer von ihnen, Hans Egede, nannte sie „wahnwitzige, kalfinnige, ohne Kenntnis irgend welcher Gottesverehrung in viehischer Dummheit, ohne Ordnung und Disziplin lebende Menschen“. Nansen nun revidiert dies Verdikt an der Hand der Forschung und durch eigenes Studium unterstützt, und es ist überaus erbaulich, zu lesen, wie er der christlichen Zivilisation den Eskimo gleichsam als Sittenspiegel vorhalten kann. Die Sendboten des Christentums betraten heidnische Lande im Namen der Nächstenliebe, aber auch die Geschichte der Eskimos kam ein Beispiel erzählen, wie eine auf Nächstenliebe gegründete heidnische Moral durch die Zivilisation aus christlichen Ländern untergraben wurde.

Nansen bringt sehr bezeichnenderweise Charakter und sociale Verhältnisse in engere Beziehung. Er widmet diesem Thema einen ganzen Abschnitt und stellt an dessen Schluß den Satz: „Die Gebräuche, auf denen der grönländische Staat basiert, sind nach Möglichkeit in der Praxis durchgeführter Socialismus. In dieser Beziehung war er christlicher als irgend ein christlicher Staat, und wirre heutigen Gesellschaftsreformatoren könnten dort oben allerlei lernen.“ Diesen

Wint mögen sich die zu Herzen nehmen, die ihn brauchen. Die sozialistische Wissenschaft hat jedenfalls von jeher darauf hingewiesen, daß Völker, die sich eines uralten Kommunismus erfreuten, mit allerhand Tugenden gesegnet waren, die sich unter der Herrschaft des Privateigentums zum schönen Traum verflüchtigten. Daß aber auch die Eskimos diesen uralten Kommunismus samt seinen Wirkungen auf den Charakter befaßen, das ist es, was uns an dem zirkulären Urteil Ransens und an seinem Buche ganz vornehmlich interessiert.

Ransen sagt geradezu, daß der Grönländer „von allen Menschen, die unser Herrgott erschaffen habe, der gefitteste“ sei, und er tritt sofort den Beweis für dies höchstgespannte Lob an: „Gutmütigkeit, Friedfertigkeit und Verträglichkeit sind die Hauptzüge seines Charakters. Er will gern mit allen seinen Mitmenschen auf möglichst gutem Fuße stehen und denkt daher nicht daran, sie zu verlegen, geschweige denn ihnen Grobheiten zu sagen. Er widerstrebt nicht gern, selbst wenn ihm jemand etwas erzählt, was, wie er weiß, sich anders verhält. Jeden Einwand kleidet er in die mildeste Form, und es würde ihm sehr schwer fallen, den andern gerade heraus der Unwahrheit zu zeihen. Er sagt andern auch nicht gern Wahrheiten, die sie seiner Ansicht nach unangenehm berühren könnten. In solchem Falle bedient er sich lieber unbestimmter Ausdrücke, auch wenn es sich um so gleichgültige Dinge wie Wind und Wetter handelt. Seine Friedfertigkeit geht so weit, daß er, wenn ihm etwas gestohlen wird, — was freilich selten vorkommt — das Seinige in der Regel nicht zurückfordert, obgleich er oft weiß, wer der Dieb ist. — „Wer Dich bittet, dem gib; und wer Dir das Deine nimmt, von dem fordere es nicht wieder.“ (Ev. Lucae 6, 30). Infolge dessen giebt es dort selten oder nie Streit.“

Der Grad gegenseitiger Schätzung ist bei den Eskimos also von idealer Höhe. Woher stammt dieser Zustand, womit hängt er zusammen? Es ist ein Zustand, der nur in Verhältnissen möglich ist, die den Kampf des einen gegen den andern ausschließen.

Ransen ist der Meinung, die Grönländer könnten es sich nicht erlauben, ihre Zeit mit Wortgefechten zu vergeuden; der Kampf um die Unterjochung der Natur, jene große Aufgabe des Menschengeschlechts, sei dort schwerer als sonst irgendwo, und darum sei dieses kleine Volk übereingekommen, ihn ohne unnötige Zersplitterung der Kräfte zu führen. Nun stehen unzweifelhaft im Kampfe um die Unterjochung der Natur die Wurzeln aller Kultur, aber hier ist die Frage des näheren doch die, ob die Eskimos ihre hohe friedliche Gesittung auf dem Boden erworben haben, den sie jetzt bewohnen, oder ob sie dieselbe schon befaßen, ehe sie in ihre heutigen kalten, länglich ausgestatteten Wohnstätten einwanderten. Denn eingewandert sind sie natürlich, und ihre Herkunft weist nach Alaska, dem nordöstlichsten Gebiete des amerikanischen Kontinents, hinüber.

Die ethischen Merkmale eines Volkes werden erworben, nicht weil es irgend einem erleuchteten Kopf als höchst eigenpersönliche, durch nichts vermittelte Entdeckung des Geistes eingefallen, sei als das Bessere zu lehren, sondern weil die Entwicklung der Erwerbsverhältnisse, der wirtschaftlichen Organisation sie als natürliche Folge bedingt. Abgegrenzte wirtschaftliche Einheiten sind ursprünglich die Stämme der Völker. Nur was zu diesen Einheiten gehört, zählt als gleichberechtigt in ihren Augen und genießt die Vorteile ihrer Gesittung. Was wir aber von andern Völkern einfacher Organisation kennen, das finden wir auch bei den Eskimos. Alles was außerhalb der Stammesorganisation dieser Völker steht, ist ein Wild, ist vogelfrei; damit sieht die Menschenjagd, auch die Menschenfresserei in Verbindung. Kannibalen sind nun allerdings die Eskimos nicht, sie finden in ihren dünnbesiedelten Wohngebieten auch keine Gelegenheit, Kriege zu führen. Aber die Art, wie sie sich zu allem, was nicht Eskimo ist, stellen, ist überaus charakteristisch. Sie nennen nämlich sich selber Jumiit oder Mensch und rechnen alle andern Völker zu den — höher organisierten — Tieren.

Die Organisation der Eskimos, seit dem Eindringen des Christentums erschüttert und zerstört, ist ursprünglich „außerordentlich wohlgeordnet“ gewesen. „Sie hatten ihre bestimmten Bräuche und Regeln für all und jedes, die im Munde des Volkes fortleben und selten übertreten wurden.“ Trotz der Mischung von Blut und Sitten, die unter der langdauernden Verührung mit den Europäern zu Wege kam, haben sich auch heute noch viele wesentliche Züge der ursprünglichen Zustände erhalten. Das beweist namentlich der Eigentumsbegriff, der den Eskimos fast ganz fehlt.

Privateigentum ist ihnen nicht unbekannt, aber es gilt nur in Bezug auf eine kleine Gruppe fest bestimmter Dinge. Die meisten Gegenstände werden in Gütergemeinschaft benutzt. Diese aber wiederum beschränkt sich je nach Art der Gegenstände auf bestimmte engere und weitere Kreise. „Nächst dem Individuum selbst kommt als engster Kreis die Familie, dann die Hausgenossen und die Verwandtschaft, und schließlich alle in demselben Orte wohnenden Familien.“ Aber der Kommunismus erstreckt sich nicht auf die wichtigsten Arbeitsmittel. Das ist das wesentliche. Sein Bereich ist das zur Nahrung Erwerbene.

Die Arbeit der Eskimojäger spielt sich im Boote auf hoher See ab, und so gelten als eigentliches Privateigentum die Jagdboote (Kajal), der Kajalanzug und die Jangeräte. Sie gehören dem Jäger allein, niemand weiter darf sie anrühren; er muß, weil er mit ihnen sich und seine Familie ernährt, sicher sein, sie immer da finden zu

können, wo er sie zuletzt hingelegt hat; sie werden auch nur selten verlichen. Dann kommen die Werkzeuge für den Hausgebrauch, Messer, Zeile, Sägen, Fellschabeisen etc. Vieles davon, namentlich die Nähtenstüben der Weiber, wird jedoch auch als Privateigentum im eigentlichen Sinne betrachtet. Andre Hausgeräte sind aber Gemeingut der Familie oder aller Hausgenossen. Das Haus gehört auch der Familie, und wohnen mehrere Familien darin, so allen zusammen. Grundbesitz kennt der Eskimo nicht, doch scheint es Brauch zu sein, daß man an einem Plage, wo schon Leute wohnen, ohne deren Zustimmung weder sein Zelt aufschlagen, noch ein Haus bauen darf. Treibholz, d. h. das von der großen, die asiatische Nordküste streifenden Meeresströmung nach Grönland herabgetriebene Holz, das die sibirischen Flüsse ins Meer schwennt, — dieses Treibholz gehört dem, der es zuerst im Wasser findet, wo es auch sei; er muß es ans Land ziehen und zeichnen, und ist sicher, daß niemand es nimmt, denn wer es nehmen würde, würde fortan als Schuft gelten. Zum privaten Eigentum zählen endlich noch die Hunde und die Hundeschlitten.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Die Landstraße im Wandel der Zeiten. (Nachdruck verboten.) Wenn wir auch schon in Phönicien und Aegypten auf Straßen treffen, die die Zufuhr der gewaltigen Baumaterialien zu Tempel- und Pyramidenbauten vermittelten und von den alten Griechen wissen, daß sie ihre Hauptstädte durch gute Straßen verbunden hatten, so ist doch von einem planmäßigen Ausbau ganzer Straßenzüge erst bei den Römern die Rede. Man benutzte bei Anlegung der Straßen hauptsächlich einen Teil des ager publicus, der fast in allen Provinzen des römischen Staates von den eroberten Gebieten für Staatszwecke zurückbehalten war. Die Ausdehnung dieser Staatsländereien war bedeutend. Rom erhielt dadurch die Mittel, zur genaueren Verbindung mit den Provinzen zahlreiche Begebauungen unternehmen zu können. Durch ganz Italien und von hier aus über die Alpen nach Gallien, Hispanien und Germanien dehnten sich die Heerstraßen aus; dazu kam noch das insularische Britannien, das sein eignes Straßennetz hatte. Der Osten war gleichfalls von Heerstraßen durchzogen, namentlich Pannonien, Dacien, Mösien, nur Griechenland, das Stiefkind Roms unter den Kaisern, stand auch in diesen Punkten hinter andern Provinzen zurück und hatte ein verhältnismäßig mangelhaftes Straßensystem. Die asiatischen Provinzen waren im ganzen sorgsam bedacht, wenn auch der sandige Boden in einzelnen Gegenden und das Plateau von Kleinasien manche jästver zu bewältigende Hindernisse darboten. Solche boten z. B. auch die Sümpfe des Rheins und der Waal im Lande der Bataver nicht wenige dar, und doch wurden sie von einer vortrefflichen Heerstraße durchzogen; Moräste waren ausgetrocknet, Hügel gebonet, Tiefen und Schluchten ausgefüllt, zahlreiche Flußarme überbrückt, während man in Gebirgsgegenden Berge durchgrub; kein Hindernis der Natur war im stande, diese Begebauungen zu hemmen. Mit Recht sagt Stephan von ihnen: „Hand in Hand mit der Anlegung des so wichtigen cursus publicus (Staatspost) ging die Ausbreitung jenes Netzes der herrlichsten Kunststraßen, mit welchen die Römer drei Weltteile durchzogen und dessen großartige Spuren noch heute oft in weitentlegenen Eünden unter Gräberresten und Dornestrüpp in der Sierra Morena, in der Eifel, in Schottland und Siebenbürgen, am Euphrat und an der großen Syrte Afrikas dem forschenden Wanderer in unvergleichbaren monumentalen Zügen die Größe des römischen Namens verkünden.“

Schon alte Schriftsteller bemerken, wie sehr die Sicherheit durch die Anlage zahlreicher Heerstraßen gewonnen habe. Sueton berichtet, daß Reisende auf dem Lande verschont und in den Sklavengesängnissen geknechtet worden seien, ehe die Straßen den Verkehr belebt und gesichert hätten, und der Geograph Strabo erzählt, seit Augustus die Alpen durch Wege gangbar gemacht habe, sei den Wegelagerern das Handwerk gelegt, während diese vordem Raub und Mord verübt hätten. Vor allem aber war der Reisende frei von allen Scherereien und Pladereien der modernen Staaten, die mit seltenen Ausnahmen Brückengelder, Begegelder usw. zu erheben pflegen und pflügen. Alle diese Straßen waren aufs freimüthigste dem allgemeinen Verkehr zur Verfügung gestellt; das feste, noch heute mit Recht bewunderte Gefüge dieser in Kies und Kalk gegossenen, wo es anging, mit großen, kunstgerecht behauenen Quadern gepflasterten Straßen ermöglichte vielen folgenden Generationen die nur mit geringen Kosten verbundene Benutzung. Eine besondere Gesehgebung sorgte für Instandhaltung der Straßen, auf denen zweifellos das Reisen bequemer war als auf den heutigen Straßen mancher europäischen Länder. Zur Entfernungsbestimmung dienten die von Cajus Gracchus auf je 1000 römische Schritte eingeführten Meilensteine. An den Straßen waren den Gottheiten von Jura und Feld, Handel und Wandel Altäre und Tempel errichtet, in der Nähe der Städte folgten dann Villen und Gärten, Denkmäler, Triumphbögen und Ehrensäulen, und die langen Reihen der oft edel geschnitten, mit dem Schmuck einer freundlichen Kunst verschönten Grabmonumente.

Mit dem Verfall des römischen Reiches ging auch die europäische Wegeverwaltung in die Brüche. In der Merovingergeit mag es in

Austrasien ausgefahren haben wie jetzt in Griechenland, wo man nur ausnahmsweise fährt, für gewöhnlich reitet und kaum mit dem Pferde durchkommt. Doch werden in Belgien die „Chemins Brunehaut“ auf Kunststraßen der Königin Brunhilde zurückgeführt. Karl der Große, der ebenfalls große Heerstraßen ausgebeßert und neue angelegt haben soll, konnte die Entwicklung dieses wichtigen Verkehrs mittels, was man heutzutage ein Straßennetz nennt, noch nicht abnen. Erst im 18. Jahrhundert finden sich die Spuren eines geregelteren Straßenbaues. Die ersten Reichsstraßen, das heißt vom Deutschen Reiche unterhaltene Straßen, die unmittelbares Reichseigentum waren, mögen damals angelegt worden sein.

Die meisten Hindernisse zur Entwicklung des Straßennetzes boten der Stapel- und der Straßenzwang, sowie die Unsicherheit auf den Straßen. Eine ganze Reihe von Städten sicherte sich nämlich auch besondere Vorrechte dadurch, daß bestimmte Waren nur in ihnen feilgeboten werden durften. So mußten nach dem magdeburgischen Stapelrecht Waren, die die Elbe passierten, in Magdeburg ausgeladen und feilgeboten werden, ja sie mußten sogar von magdeburgischen Schiffen an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden. Ähnliche Vorrechte besaßen zahlreiche an den Straßen liegende Plätze; manche besaßen den Straßenzwang, d. h. Transporte zwischen Magdeburg und Böhmen, um ein Beispiel zu wählen, mußten über Leipzig gehen. Ferner bekam ein Weg erst den Charakter einer Landstraße, wenn er dreißig bis vierzig Jahre „und mehr“ mit Wissen und Willen der Obrigkeit öffentlich zu Handel und Wandel gebraucht war. Da nun so viele verschiedene Obrigkeiten und diese nie einig waren, so war das Eintreten jenes Falles eine Art Wunder zu nennen. Am schlimmsten war jedoch die Unsicherheit. Es nötigt uns ein Lächeln ab, wenn wir lesen, daß im fränkischen Reich die zur Aufsicht bestellten Beamten schwören mußten, wie sie selbst einen Straßenraub weder begehen noch daran Anteil nehmen wollten, und daß den Straßenräubern ausdrücklich verboten wurde, öffentliche Fuhrwerke oder Marktschiffe zu unterhalten. In der Regel konnten die Kaufleute weder durch den Gottesfrieden noch durch den Königsbann, in vielen Fällen selbst nicht durch das schwer bezahlte Geleitsrecht volle Sicherheit erlangen. Sie zogen deshalb mit bewaffnetem Gefolge einher, verloren aber um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts diese Befugnis, da die Territorialherren das Geleitsrecht geltend machten. Hatte man nun den *salvus conductus* an der Grenze bezahlt und ebenso die Pölle entrichtet, so durfte man sich gleichwohl der Sicherheit nicht erfreuen, da bei den fortwährenden Fehden der Großen leicht der Feind des Geleitsherrn einbrechen und den Zug überfallen konnte. Strauchelte ein Sauntier oder zerbrach ein Wagen und berührte einer der Warenballen den Grund und Boden, so war derselbe vermöge des Grundrechts dem Territorialherren verfallen und mußte erst durch Geldzahlung eingelöst werden, wenn der Gewaltthaber nicht vorzog, ihn in natura zu behalten.

Trotz alledem waren die Landstraßen keineswegs verödet. Zunächst gab es ihrer nur wenig, dann aber war jeder, der ein Geschäft außerhalb hatte, meist genötigt, es in Person wahrzunehmen, und schließlich sind die speciellen Kulturercheinungen und Gebräuche des Mittelalters in Betracht zu ziehen. Da zogen die Fährlein der Ritter zum Geleit, zur Wegelagerung oder zur Fehde, häufig auch zum „Turnen“, wobei dann die Damen auf ihren Zeltern nicht fehlten; die Kotten der städtischen und ritterschaftlichen Landsknechte, um zu der für einen Römer- oder Türkenzug aufgebotenen Reichsarmee zu stoßen, oft von Weib und Kind gefolgt; die Scharen der waffentüchtigen Kreuzfahrer, der singenden Pilger; die Zigeuner und Landläufer, die Wagen der Fronbauern mit Baumaterial zu den stets sich vermehrenden Burgen und Schlössern; die Karawanen der Kaufleute mit den Waren der Levante und Venedigs, dem heimischen Tuche, den Weinfässern vom Rhein und Main, die zum Teil in die Ratskeller und Herrenschlösser wanderten, mit einem bewaffneten Gefolge, nicht selten auch von Gauklern, „Stodkarren“ und Musiquanten begleitet, oder ausländische Tiere mit sich führend, um die Ebelherren und Edeldamen, die sich auf ihrer Burg langweilten, bei guter Laune zu erhalten, sowie auch, um auf dem Jahrmarkt, der zugleich die Zeit der Volkslustbarkeiten zu sein pflegte, die Aufmerksamkeit der Käufer anzuziehen. Man begegnete wandernden Handvergesellen, umherziehenden Lautenspielern mit „Weiblein“, fahrenden Schülern, erwerbssuchenden Charlatanen und Doktoren, Handwertern, die, wie Glaser, Maurer, Wagner und Zimmerleute, ihr Handwerk im Umherziehen betrieben, Meßger hoch zu Roß und zu Wagen.

Nachdem man in Frankreich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts planmäßig zu bauen und die Hauptstädte und die Festungen durch schöne und dauerhafte Straßen zu verbinden begonnen hatte, ahmte man auch in Deutschland allmählich dieses Beispiel nach, verbreiterte eine große Anzahl von Straßen, verbesserte sie durch regelrechte Chausseierung mit Steinfundament und mit einer aus geschlagenen Steinen bestehenden Eindeckung, die erste ordentliche Chaussee ist angeblich erst im Jahre 1753 in Schwaben, zwischen den Städten Nördlingen und Oettingen, gebaut worden. Das neunzehnte Jahrhundert, das sich ja durch die größte Mühseligkeit auf dem Gebiete des Verkehrsweßens auszeichnet und auf ihm die gewaltigsten Errungenschaften gezeitigt hat, hat auch das jetzige Straßensystem in fast allen civilisierten Ländern zu einer ungeahnten Ausdehnung und Vollkommenheit gelangen sehen.

Dr. J. Sauerland.

Gesundheitspflege.

ie. Herz und Lunge bei Kindern. Der Verein für Gesundheitspflege in Wien hatte unlängst die Anregung gegeben, den Gesundheitszustand der Schulkinder genauer festzustellen, namentlich mit Rücksicht auf die Atmungsorgane, durch deren Erkrankung in Wien und wohl auch in vielen andern Großstädten die meisten Todesfälle unter der Schulkinderjugend veranlaßt werden. Demzufolge hat Dr. Julius Zappert ein ziemlich umfangreiches Material an Untersuchungen gesammelt und in der „Wiener klinischen Wochenschrift“ bearbeitet. Es hat sich bei den Knaben das Vorhandensein von Erkrankungen der Atmungsorgane in durchschnittlich 9/10, bei den Mädchen in 10 Proz. ergeben, und zwar für die aufeinander folgenden Jahre auffallend gleichbleibend. Allerdings ist dabei in Rücksicht zu ziehen, daß die untersuchten Kinder hauptsächlich den ärmeren Klassen angehörten. Im Alter von 7—10 Jahren sind derartige Krankheiten ungewöhnlich noch viel häufiger als im Alter von 10—14 Jahren, und zwar scheinen wiederum die Mädchen noch etwas mehr von ihnen heimgesucht zu werden als die Knaben. In den ersten zwei Jahren des Schulbesuches pflegen die Erkrankungen der Atmungsorgane am stärksten aufzutreten, dann abzunehmen, in den letzten zwei Jahren aber (12—13) wieder anzustreigen. Man kann daraus schließen, daß an den Krankheiten während der ersten Schuljahre die mangelhafte Gewöhnung an das frühe Aufstehen und Ausgehen, an die Ertragung der wechselnden Witterung, an die Temperaturgegensätze zwischen der Schulstube und der Außenluft, wohl auch der Einfluß des Staubes in den Schulzimmern die Schuld tragen. Immerhin sind die dadurch herbeigeführten Erkrankungen gewöhnlich leichter Natur, während sich nach dem 12. Lebensjahre ernstere Erkrankungen der Lunge einstellen, die mehr mit der Veranlagung des Einzelnen, namentlich zur Tuberkulose, zusammenhängen. Um einen frühzeitigen Schutz gegen die Schwindsucht zu erzielen, wäre die Anstellung von Schulärzten nach Dr. Zapperts Meinung unerlässlich, wobei die stärkere Hinneigung der Mädchen zur Lungenkrankheit besonders zu beachten wäre. Herzkrankheiten scheinen bei den Schulkindern mit dem Lebensalter zuzunehmen und wiederum bei den Mädchen nicht unbeträchtlich häufiger zu sein.

Humoristisches.

— Anzüglich. Hausierer (im Restaurant zu einer sportmäßig angezogenen Dame): „Kaufen Sie vielleicht Näh- oder Stopfnadeln, oder einen Fingerhut?“
 Dame: „Kann ich alles nicht gebrauchen.“
 Hausierer: „Vielleicht der Herr Gemahl?“
 — Abgewunken. „Sagen Sie mal, wo is denn hier det vielgerühmt Hofbräuhaus?“
 „Dees lömt i Ghana scho' sagen, obgleich sich's ja net lobt, mit so an'n windigen Bauch da hi' z'geh'n.“
 („Weggenborfer Blätter.“)

Notizen.

— Elise Lehmann ist ab Herbst 1904 für das Lessing-Theater (Direktion Brahm) engagiert worden.
 — Bernhard Shaw's Komödie „Der Schlachtenlenker“ fand bei der ersten deutschen Aufführung in Frankfurt a. M. nur geringen Beifall.
 — Shakespeares „Dithello“ ging dieser Tage mit großem Erfolge, als erstes europäisches Bühnenwerk, im Meijada-Theater in Tokio (Japan) in Scene. Sada Jatto spielte die Desdemona.
 — Aufführungen von Verlioz' „Damnation de Faust“ werden Ende Mai vom Leiter des Operntheaters in Monaco im Lessing-Theater geplant.
 — Goldmarks Oper „Göz von Verlichingen“ fand bei der Erstaufführung an der Darmstädter Hofbühne eine freundliche Aufnahme.
 — Eine Vereinigung für angewandte Kunst hat sich in München gebildet. Die Vereinigung bezweckt die Förderung der angewandten Kunst in fortschrittlichem Sinne und die solidarische Stellungnahme zu den einschlägigen öffentlichen Angelegenheiten. Dem Vorstand gehören an die Architekten Düßler und Werleppsch, die Maler Erler, Hoch, Bruno Paul und der Bildhauer Obrist.
 — Der französische Maler Georges Vertrand hat das im Jahre 1895 bei ihm vom Staat (für die geschichtliche Galerie im Versailles) bestellte Bild „Die Weisung M. Carnots“ vollendet. Das Bild ist das größte moderne Gemälde: es mißt 150 Quadratfuß.
 — Sie hat we zu hat we. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Ein Schüler einer hessischen höheren Schule brachte einst einen Thulubides in einer andren als der vorgeschriebenen Ausgabe mit. Als der Lehrer ihn darob zur Rede stellte, entschuldigte sich der Getadelte mit der Bemerkung, er habe das Buch noch von seinem älteren Bruder. Wütend schraubte ihn da der gestrenge Professor an: „Sie hat we net zu hat we, was Se hat we, Sie hat we zu hat we, was Se zu hat we hat we!“